Ueber Gespensterfurcht

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 18

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636634

Nutzungsbedingungen

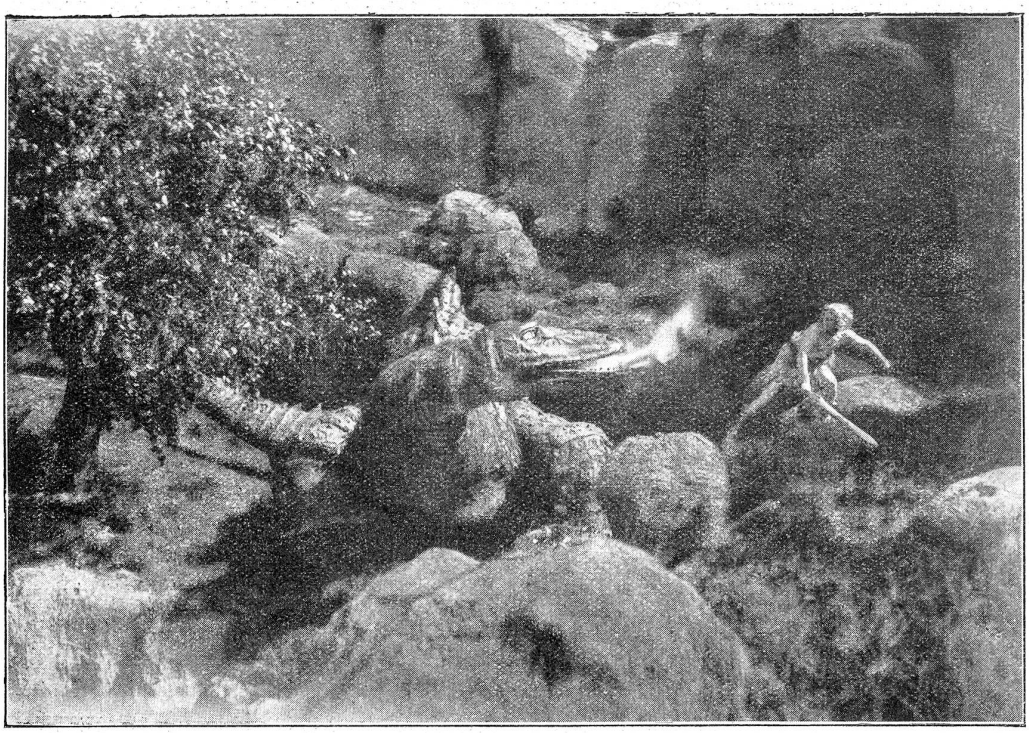
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Siegfrieds Kampf mit dem feuerspeienden Drachen, der durch eine Riesenmaschinerie bewegt wird.

sucht Siegfried mit dem Gebiß zu zermalmen und mit den Tatzen zu ergreifen, er schlägt mit dem Schweif. Diese Szene bedurfte der sorgfältigsten Vorbereitung, denn jeder der Maschinisten im Innern des Drachens mußte jeden Augenblick genau wissen, was er zu tun hatte. Schließlich wird der Drache von Siegfrieds Schwert durchbohrt. Aus der Wunde fließt im Rhythmus des Herzschlages Blut, die Bewegungen werden matter, Schaum und Geifer quellen aus dem Munde, der Drache sucht sich nochmals zur Quelle zu schleppen, seine Augen brechen und endlich legt er sich nach hartem Todeskampf nieder. Die Herstellung dieses Drachens, eines Wunderwerks der Technik, erforderte einen großen Aufwand an technischem Wissen und Können und nahm mehrere Monate in Anspruch. („Universum")

„Doch, Ehrwürdigste; allein meine Schulden sind so menschlicher Natur, daß ich mich derenthalben vor keinem Menschen zu verantworten brauche. Wenn jedoch ein wissensdurstiger Beichtvater in Eurer holdseligen Gestalt darauf dränge..." (Fortsetzung folgt.)

Der Lindwurm als Geschöpf moderner Technik.

Die Drachen und Schlangen, die im allgemeinen auf den Bühnen herumkriechen, machen zumeist einen mehr komischen als furchterregenden Eindruck und reizen die Zuschauer leicht zur Heiterkeit. Es sei zum Beispiel daran erinnert, daß die Frage der Schlange in Mozarts „Zauberflöte" noch nicht gelöst zu werden vermochte, und daß der Drache im „Siegfried" nie die Meinung aufkommen läßt, daß ein Held dazu gehöre, um ihn zu bekämpfen.

Um nun in dem großen Film „Die Nibelungen" nicht gleichfalls ein Tier vorzuführen, dem man die Unzulänglichkeit sofort ansieht, hat die Dekla-Bioskop-Gesellschaft einen Drachen herstellen lassen, der durch seine Naturtreue und seine Fähigkeiten wohl einzig in der Welt dasteht. Sie wählte einen Typus der ausgestorbenen Klasse der Dinosaurier als Modell. Es wurde ein Riesentier gebaut, in dessen Leib mehrere Dutzend Maschinisten beschäftigt sind, die einzelnen Bewegungen des Drachen auszuführen und die Maschinen zu bedienen. Um ihnen diese Arbeit zu ermöglichen, ist das Innere elektrisch beleuchtet; der Strom wird einer mitgeführten, durch Drehkurbeln angetriebenen Dynamomaschine sowie zum Teil aus einer Akkumulatorenbatterie entnommen. Ferner enthält das Innere Saug- und Druckpumpen, Gebläse, Hebel usw. Der Drache kommt mit den natürlichen Bewegungen eines Kriechtieres eine enge Schlucht heruntergekrochen, atmet in regelmäßigen Zügen, was die Bewegungen der Flanken seines Brustkorbes zu erkennen geben, trinkt an der Quelle, er blickt umher, rollt die Augen, richtet sich an Bäumen auf usw. Dann beginnt der Kampf mit Siegfried. Dabei entquellen seinem Munde Feuer und Dampf, lange Flammen schießen hervor, er

Ueber Gespensterfurcht.

Von Hans Zulliger, Ittigen.

Man ist heutzutage geneigt, die Gespensterfurcht und den Gespensterglauben einfach als dummen und für unser aufgeklärtes Zeitalter, das jedem eine gute Schulbildung bietet, unzeitgemäßen Aberglauben zu belächeln oder zu verachten. Und doch entstehen heute nicht viel weniger Gespenstergeschichten als in früheren Zeiten, und gar nicht etwa nur auf dem Lande.

Als ich seinerzeit den Geschichten in meiner Umgebung nachging,*) fand sich für manche eine ganz natürliche Erklärung. Ein Lichtlein, das an einem bestimmten Orte nur in bestimmten Mondnächten erschien, erwies sich bei näherer Untersuchung als eine Glasscherbe, in der sich des Mondes Licht spiegelte. Ein anderes Licht, das über einen Hügel wanderte, gehörte einem Fuchse an, der einen schimmernden oder leuchtenden Schwanz besaß — es war ein sogenannter Scheinschwanz-Fuchs. In einem Hause hörte man unter dem Dache einen merkwürdigen Lärm. Die abergläubischen Bewohner glaubten an ein Gespenst. Eine genauere Untersuchung ergab, daß auf dem Firstbalken eine leere Konservenbüchse stand, in die sich eine Fledermaus verirrt hatte. Sie gab sich jeweilen bei Einbruch der Dämmerung alle Mühe, aus ihrem Gefängnis herauszukommen und war schon ganz abgemagert, als sie gefunden wurde. Häufig sind aber die Gespenster nicht auf eine so natürliche Art zu erklären, besonders aber dann, falls man nur auf die Berichte von Augenzeugen und nicht auf die eigene Beobachtung angewiesen ist.

Wenn man einer Anzahl von Berichten nachgegangen ist und vielleicht einige Gespenster auf natürliche Weise erklärt hat, so kommt man doch schließlich zu der Einsicht, daß in den Menschen allgemein ein Hang, eine Tendenz zum Abergläubischen, Mystischen besteht. Man ist trotz aller wissenschaftlichen Bildung nicht verhindert, an magische, zauberische, mystische Dinge zu glauben, sei es nun

*) Zulliger „Unghüürig", Mundartgeschichten aus dem Bantigergebiet. Verlag Francke, Bern.

der landläufige Hexen- oder Geisterglaube, oder der Glaube an übersinnliche Kräfte anderer Nationen, oder am Ende der Glaube an die Wieder-Fleisch-werdung gewisser religiöser oder ähnlicher Sekten. Der Glaube wendet sich eben an ganz andere seelische Instanzen, als an den Intellekt eines Menschen, er spielt sich auf einem anderen Gebiete unserer Seele ab. Was wir von ihm bewußt empfinden und wissen, ist nur eine vom Intellekt verurteilte dumme Furcht und Erwartungsangst. Ein richtiger Glaube im Sinne des Christentums erlöst „von der Angst", also auch vom Aberglauben. Und doch hat der Aberglauben keine anders geartete Struktur, als der Glaube — er ist nur, von unserem Standpunkt aus bewertet, qualitativ anderer Art.

Siegfried badet sich im Blut des erschlagenen Lindwurms.

Auf dem Lande herrscht ganz besonders der Glaube an ein Gespenst, das die Schlafenden heimsucht, ihnen auf die Brust kriecht und sie würgt. Es ist das „Toggeli", das etwa dem Alb entspricht. Es wird in der Regel als ein männlicher Geist betrachtet und in verschiedenen Gegenden unseres Landes von den Leuten als ein Gespenst bezeichnet, das sich nachts aus Gräbern löst und die Lebendigen heimsucht, um sie zu töten. Es scheint also der Geist eines Abgeschiedenen zu sein, ein Revenant, der böse Absichten und eine unheimliche Macht in sich vereinigt.

An eine solche Rückkehr der Toten in mehr oder minder leiblicher Gestalt glauben alle Völker. Und alle Völker treffen Abwehrmaßnahmen. Unsere Bäuerinnen zeichnen ein Kreuz an die Schlafstubentüre, sie stecken ein „Schnitzerli" (kleines, spitzes Kartoffelschälmesser) in die Türschwelle und nehmen die heilige Schrift unters Hauptkissen, damit sie das Toggeli nicht belästige. Wer es eigentlich ist, d. h. der Geist, welches bestimmten Verstorbenen sie bedrohe, das können sie nicht beantworten.

Die Abessinier wissen das schon besser. Die gefährlichsten Toten sind die eigenen Angehörigen, vor allem die Väter für die männlichen, die Mütter für die weiblichen Anverwandten. Damit der Tote nicht etwa zurückkehren könne, was besonders leicht geschähe, wenn Hyänen und Schakale den Leichnam hervorgraben könnten, wird um die letzte Ruhestätte eines Verstorbenen ein hoher Staketenzaun errichtet, der die Bestien abhält. Damit er jedoch, falls er doch zurückkäme, seine Angehörigen nicht wiedererkennen könnte, schneiden sich diese die Haare und bemalen das Gesicht mit Ocker.

Die Mendi-Trauerfamilien haben den Brauch, an den Füßen eine Zeitlang Holzpflöcke zu tragen, damit sie der wiederkehrende Verstorbene nicht wegholen könne. Bei einem anderen Stamm ziehen die Witwen einen Sack über den Kopf und gehen eine Zeitlang auf allen Vieren wie ein Tier: so wollen sie den Geist des abgeschiedenen Gatten täuschen, wenn er sie etwa mit sich ins Reich der Toten führen wollte.

Die Uganda- und Aschanti-Neger opferten bis vor noch kurzer Zeit einem Toten Menschen, um sicher zu sein, daß er sich nicht selber ein Opfer hole.

Die Wahimas brechen ihren Toten den Hals und die Glieder, bevor sie sie begraben. Dann heiratet der älteste Sohn die Witwen.

Aehnliche Bräuche herrschen in Asien. Sie können hier nicht vollzählig mitgeteilt werden. Interessant sind besonders die Bestattungsgebräuche auf Ceylon. Nachdem man den Toten begraben hat, legt man eine Fischreuse aufs Grab. Dann wird abgewartet, bis sich eine Spinne in dem Netze einnistet. Nun glaubt man, der Geist des Toten sei in die Spinne gewandert. Sie wird von den Verwandten einige Tage lang gepflegt, man reicht ihr Nahrung hin und läßt sie schließlich in der Annahme laufen, daß sich der Tote mit seinem Schicksale abgefunden und keine schlimmen Absichten gegen die Lebenden mehr habe.

Die amerikanische und australische Urbevölkerung (soweit sie nicht Kannibalen sind) schrecken nach dem Begräbnis den Geist des Toten durch Geheul und Flintenschüsse vor der Wiederkehr ab, sie legen ihm schwere Steine aufs Grab, sie zünden vor den Türen und Fenstern Fakkeln an, sie verwischen die Spuren des Weges, den die Leichenbegängnis-Teilnehmer gingen, mit Palmwedeln, sie wechseln ihre Namen und entstellen sich durch Bemalungen und besondere Kleider, und sie verbieten bei Todesstrafe, den Namen des Toten zu nennen. Gegenstände oder Orte, die einen ähnlichen Namen hatten, wie der Verstorbene, erhalten neue Bezeichnungen, denn bei ihnen gilt — wir sagen ja das Wort auch noch: „Wenn man den Teufel nennt, so ist er nicht weit!" —

Wenn man die Berichte bei Buschan, Bastian, Frazer und anderen Forschern nachliest, so fällt einem ganz besonders die Angst der Söhne und Witwen vor dem verstorbenen Vater auf. Die Witwe der nordischen Stämme Ceylons z. B. heiratet den jüngeren Bruder des Verstorbenen. Aber sie tut es während der Nacht und nur dann, wenn sie ein besonderes Amulett erworben hat, das den Toten hindert, sich in ihre Wünsche einzumischen.

Wir erhalten den Eindruck, daß sich der Tote angeblich gegen die Hinwendung der Liebe, die einst ihm galt, auf andere Menschen sträube und damit bestrafe, daß er die „Treulosen" zu sich holt.

Anders gesagt: die Ueberlebenden haben ein schlechtes Gewissen, weil sie den Toten vergessen und die Liebe, die sie ihm einst schenkten, auf andere Menschen ihrer näheren Umgebung übertragen. Das schlechte Gewissen wird nun im Sinne einer Projektion in einen außerhalb des betreffenden Menschen stehenden Geist oder Dämon umgewandelt. Im Glauben an einen Dämon bringen es die Betreffenden leicht bis zu Gesichtshalluzinationen: die Geister kommen ihnen tatsächlich vor. Sie sind jedoch nichts anderes, als das eigene schlechte Gewissen, das aber als solches gar nicht bewußt empfunden zu werden braucht.

Aus den spärlichen Berichten über Gebräuche wilder Völkerschaften oben geht der Beweis so klar hervor, daß keine langen Umwege und Ableitungen gemacht werden müssen. Aber wir meinen, was für die Wilden gelte, das müßten wir in Spuren wenigstens auch bei uns vorfinden. Wir wissen, daß im Emmental und auch anderswo in unserem Vaterlande der Brauch herrscht, nichts im Hauswesen zu verändern, wenn der Vater gestorben ist. „Er fände sonst keine Ruhe und müßte wiederkehren!" erklärt man uns. Vielerorts wird der Stuhl oben am Tische frei gelassen, man stellt das Gedeck hin, wo einst der Vater saß und aß. Man öffnet das Fenster, sobald jemand verschieden ist, aber aus Gründen der Pietät: die Seele soll den Weg in den Himmel finden können. Wir trauen einem Toten bewußt keine feindseligen Absichten gegen die Lebenden zu, wie es die Wilden tun. Aber vergessen wir nicht, daß auch wir einst Wilde waren, und daß Erinnerungsspuren aus jener Zeit in uns durch Vererbung überliefert sein können. Wir wollen uns auch daran erinnern, daß sich in uns neben dem Bewußten noch reichliche weitere seelische Vorgänge abspielen, wie die neuere Psychologie lehrt.

Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich nur ein einziges Beispiel zu erzählen, das ein Gespenst, ein „Toggeli", als Projektion eines schlechten Gewissens erklären läßt. Den Bericht haben mir zwei junge Mädchen erstattet. Die beiden Schwestern schliefen im gleichen Zimmer. Eines Tages hörten sie vom Toggeli erzählen. Sie fürchteten sich ein wenig und fragten sich am Abend, ob es sie wohl auch besuchen würde. Aber als sich nichts zeigte, beruhigten sie sich wieder. Nun begab es sich, daß eine Freundin von ihnen starb. Die Mädchen gingen bald darnach zusammen an ein Rendez-vous zu einem Jünglinge, der zu Lebzeiten auch Beziehungen mit der Freundin (es waren alle Schulkameraden) gehabt hatte. Die Schwestern schlichen sich ohne Wissen der Eltern von zuhause fort. Wir dürfen annehmen, daß sie ein doppelt schlechtes Gewissen hatten: einesteils der Verstorbenen und anderenteils den Eltern gegenüber. Sie dachten ganz sicher mit Gefühlen von Angst an die Verstorbene zurück, der sie gleichsam die Liebe des Burschen entzogen und für sich selber beanspruchten. Ein unterdrücktes und darum leises Gefühl von Unrecht bedrückte sie. Aber auch, daß sie der Mutter zuhause nichts mitgeteilt hatten, machte ihnen bange. — Und als sie, heimgekommen, zubette gegangen waren, sahen sie einen weißen Schein angeblich zum Schlüsselloch hereinkommen und waren überzeugt, das sei nun das Toggeli, das sie bedrohe. Sie verkrochen sich unter die Bettdecke und wagten es erst wieder, hervorzugucken, als sie beide schwitzten. Nun blickten sie nochmals hin und sahen eine weiße Gestalt über des Bruders Bette, der im gleichen Zimmer nahe bei der Türe schlief. Sie versteckten sich ein zweites Mal und riefen nach Hilfe. Aber niemand hörte sie, die Decke mochte den Schall ihrer Stimmen dämpfen. Als sie nach einiger Zeit wieder hervorguckten, war die Gestalt verschwunden. Die Mädchen waren überzeugt, das Toggeli gesehen zu haben. Am Tage darauf erhielt die weiße Gestalt zwar ihre Erklärung durch ein Stück Faulholz, das der Bruder zu sich ins Bett genommen hatte. Merkwürdigerweise — oder eben nicht merkwürdigerweise war es den Mädchen vor dem Rendez-vous-Abend nicht aufgefallen. Und obschon sie es gewesen waren, die am Morgen ihrem kleinen Bruder das Bett gemacht hatten, obschon sie das Faulholz schon kannten, sie hatten, in der Meinung, das Toggeli zu sehen, mit keinem Gedanken an das Holz gedacht. Ihr Verhalten ist gerade so, als ob sie es zuvor verabredet gehabt hätten. Es war ihr nicht bewußtes, oder doch nicht vollständig bewußtes schlechtes Gewissen, das ihnen beiden diesen Streich spielte. Das schlechte Gewissen gegenüber der Verstorbenen und vor allem gegenüber der Mutter.

Indem sie heimlicherweise zu dem jungen Burschen gingen, schenkten sie ihrer Mutter ein Stück Zutrauen, Zuneigung oder Liebe nicht mehr, wie sie es zuvor gewohnt waren. Sie befürchteten wohl, die Mutter könnte ihnen die Zusammenkunft verweigern. Sie entschieden also im Widerstreit der Gefühle für den Burschen und gegen den möglichen Befehl der Mutter. Sie übertraten ein unausgesprochenes mütterliches Gebot, das mußte ihr Gewissen beunruhigen.

Wenn wir die Gespensterfurcht und den Dämonenglauben bekämpfen wollen, so erreichen wir mit den sogenannten „natürlichen" Erklärungen der Gespenster nichts. Einem Menschen, bei dem es uns gelingt, ein Gespenst als eine Glasscherbe, eine Fledermaus in einer Konservenbüchse usw. nachzuweisen, ist über seine Gespensterfurcht nicht weggeholfen: er wird bald etwas entdeckt haben, das wir ihm nicht „natürlich" erklären können, und er wird uns alsdann entgegnen: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von dem sich unser Verstand nichts träumen läßt!" Dabei hat er nicht einmal Unrecht: es gibt solche Dinge. Viele davon sind jedoch in uns selber, aber gleichsam neben dem Verstande. Wir müssen die psychologische Wurzel zur Gespensterfurcht aufdecken, wenn wir einen „Gläubigen" bekehren wollen — und das ist meist nicht leicht! Es genügt nämlich dabei nicht, dem Betreffenden zu versichern: „Du hast aus irgend einem Grunde ein schlechtes Gewissen und deshalb siehst du Gespenster!"

Diese Einsichten lassen es uns auch als wahrscheinlich erscheinen, daß die Gespensterfurcht solange bestehen wird, als es Menschen gibt. Denn diejenigen seelischen Mächte oder Kräfte, welche verhindern, daß der Gespenstergläubige den Aufbau seiner Angst erkennt, widerstreben auch einer Aufklärung von außen her.

Wenn wir einen Einblick tun in die Sagen und Gespenstergeschichten, die sich das Volk im Laufe der Zeiten gedichtet hat, so staunen wir. Denn nicht nur sind es gleichsam Kunstwerke im Kleinen, sie vertreten meist auch eine wunderbar plastische und edle Moral und einen Gerechtigkeitssinn, der so fein ist wie derjenige unserer Kinder. Das Gute wird belohnt, das Schlechte erhält seine Strafe und geht unter, oder muß gesühnt werden. Die Einsicht, die derjenige in die Gedankenwelt des Volkes erhält, der über den Gespensterglauben hinausgewachsen ist, macht ihm das Anhören der Geschichten wert und lieb.

Vor dem Spiegel.

Schon wieder ein Faltenwurf um die Stirn...
Und Stoppeln wie Binsenkraut!
Du weißt schon, mein Herz, wie alles geht,
Wenn der Nebel durch's Dickicht braut.
Doch schlägst du noch jung und der Blick ist klar —
Nein Spieglein, du magst dich bemüh'n,
Noch beugst du mich nicht, entsagungsvoll
In meiner Asche zu rühren,
Denn Funken sind es, die mich durchglüh'n —
Auch muß ich mich wieder rasieren!

H. Thurow.